

Hartmut Rahn

Elite bilden oder Begabte fördern?

Unter den mehr als einhundertfünfzigtausend jungen Menschen, die 1984 mit bestandenem Abitur die Schulen unseres Landes verlassen werden, um ein Studium aufzunehmen, werden auch in diesem Jahr wieder rd. dreitausend Studienanfänger die Einladung erhalten, sich am Auswahlwettbewerb der Studienstiftung des deutschen Volkes zu beteiligen. Einzelgespräche mit erfahrenen Professoren, Ärzten, Richtern, Wirtschaftlern, Ingenieuren oder Angehörigen anderer akademischer Berufe, mehrtägige Seminare, in denen die Bewerber Referate über frei gewählte Themen halten und untereinander diskutieren, die gründliche Analyse ihres schulischen Werdeganges, ihrer Abiturzeugnisse und ihrer auf hohem Niveau verfolgten Interessen, die Berücksichtigung sozialer und biographischer Faktoren in ausführlichen Lebensläufen und die Lektüre von Einzelgutachten ihrer Schul- oder Hochschullehrer entscheiden dann darüber, wem die Aufnahme in die Studienstiftung angeboten wird.

Mehr als 60 000 Studierende sind seit 1948 in diese Auswahl einbezogen worden, 20 000 von ihnen wurde mit der Aufnahme ein Stipendium angeboten, das die Möglichkeit zum Studium im In- und Ausland und zum Erwerb zusätzlicher Sprachkenntnisse einschließt, die jährlich mögliche Teilnahme an der Sommeruniversität der Studienstiftung in den Bergen, Beratungsgespräche mit den Vertrauensdozenten der Studienstiftung an allen Hochschulen und mit ihren Referenten, Kontakte mit anderen Stipendiaten über Fächer- und Hochschulgrenzen hinweg und vieles mehr.

Ist das eine Elite?

Das ungeliebte Wort

In unserer Sprache gibt es ein Wort, dem man gern unbegrenzte „Schonzeit“ wünschen würde, weil es wie kein zweiter Begriff Mißverständnisse, Vorurteile und Feindseligkeiten weckt: der Begriff der Elite.

Von seiner lateinischen Wurzel „eligere“ = auswählen, zusammenlesen, der wir unter anderem die Worte „election“ und „Legion“ verdanken, hat sich „Elite“ längst gelöst, denn Wählen und Auswählen sind Selbstverständlichkeiten, die wir im Umgang mit der Demokratie, mit Freunden, Mitarbeitern, Geschäfts- oder Lebenspartnern täglich praktizieren, ohne dafür einen emotional aufgeladenen Begriff zu benötigen. Zu uns ist Elite überdies nicht direkt aus dem Lateinischen, sondern auf dem Umweg über die französische Militärsprache des achtzehnten Jahrhunderts gekommen, weswegen wir auch heute noch ganz unbefangen von „Elite-truppen“ sprechen, während das Wort in allen anderen Bereichen einen negativen Beiklang hat.

In die politische Soziologie – und damit in den öffentlichen Sprachgebrauch – ist Elite erst zu Beginn unseres Jahrhunderts von Gaetano Mosca und Vilfredo Pareto eingeführt worden, die darunter im engeren Sinne jene politischen Machteliten verstanden, die dank besserer Startbedingungen und größerer Fähigkeiten zur politischen Herrschaft aufsteigen, die Herrschaft eine Zeit lang gegen nachdrängende Kräfte verteidigen, bis sie einer neuen Machtelite mit gleichem Schicksal weichen. Aufsteigende und sterbende Eliten bilden nach Pareto den Motor der Geschichte, seine Theorie vom Kreislauf der Eliten läßt die Historie im Rückblick als gigantischen Elitenfriedhof erscheinen.

Pareto wurde zum Lehrer Mussolinis, und Elite entartete im faschistischen Staat zu einem der meistmißbrauchten Begriffe, mit dem sich nationale Überwertigkeitskomplexe begründen – und Millionen junger Menschen in den Tod schicken ließen. Die Wissenschaft hat seither versucht, den ungeliebten Begriff von der Machtelite als herrschender Klasse zu humanisieren. Neben die „Machteliten“ traten „Geburtseliten“, „Werteliten“, „Leistungseliten“, „Funktionseliten“ und andere Gruppierungen, die es erlauben sollten, beinahe wertneutral in jeder größeren Bevölkerungsgruppe diejenige kleine Untergruppe als „Elite“ zu bezeichnen, die das gruppenspezifische Tun zur höchsten funktionellen Vollendung bringt, die die gruppenspezifischen Auslese- und Leistungskriterien am besten erfüllt und die dadurch über ihre „Basisgruppe“ hinaus in Spitzenpositionen aufsteigt.

Die Reduktion des Elitebegriffs auf rein fachlich-funktionale

Definitionen, seine Technokratisierung und seine Abkoppelung von verbindenden und verbindlichen Wertnormen hat dem Wort seither jene schwammige Unschärfe eingetragen, die nicht mehr erkennen läßt, was denn da eigentlich gemeint ist, ob Leistung oder bloß Anspruch zur Debatte steht, an welchen Maßstäben sich Elitebildung orientieren soll und welche Rolle einer Elite im demokratischen Staat mit seiner Gleichheitsforderung zukommt. Schwer durchschaubare Auslese Kriterien, fragwürdige Leistungsforderungen, überzogene Einflußansprüche und der Wandel unserer Einstellungen zum Gemeinwesen haben schließlich den Elitebegriff in den Diskussionen der sechziger und siebziger Jahre zum Synonym für „Anspruchskaste“, für „arrogant“, „privilegiert“ und „rücksichtslos“ verkommen lassen, während das Adjektiv „elitär“ im neueren Sprachgebrauch weithin nur noch als Schimpfwort gebraucht wird.

Das Wort, so scheint es, brauchen wir nicht. Aber brauchen wir die Idee, die gemeint ist, wenn im positiven Sinn von Elite geredet wird, wenn Elite als Synonym für Qualität, für schöpferische Phantasie, für Verantwortung, für Anstrengungsbereitschaft, Bescheidenheit und Dienst für die Allgemeinheit steht?

Kein Gemeinwesen kann auf Nachwuchsförderung verzichten.

Schauen wir uns in der Welt um, so stellen wir fest, daß unabhängig von den politischen Systemen kein entwickeltes Land darauf verzichtet, seine besten Nachwuchskräfte so früh wie möglich zu finden und sie so intensiv wie möglich zu fördern. Die Geschichte der Universitäten Oxford und Cambridge legt dafür im britischen Bildungswesen ebenso Zeugnis ab wie die Errichtung der „Grandes Ecoles“ in Frankreich.

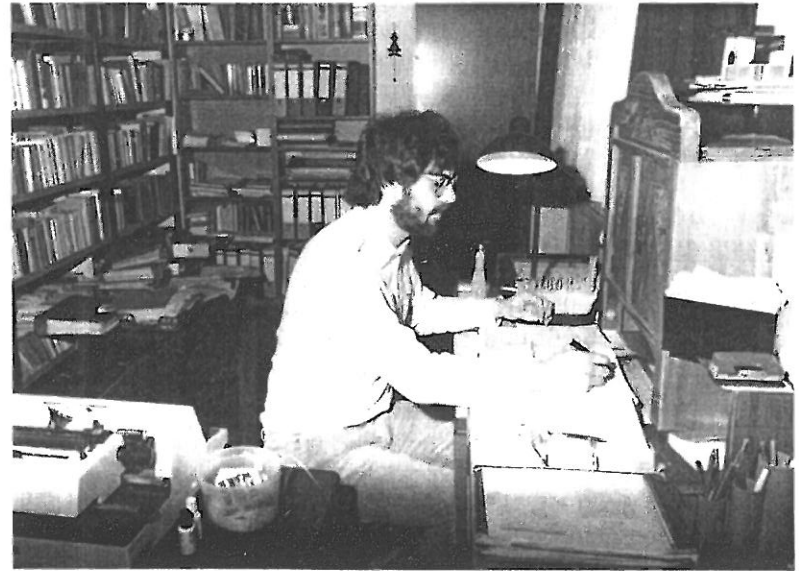
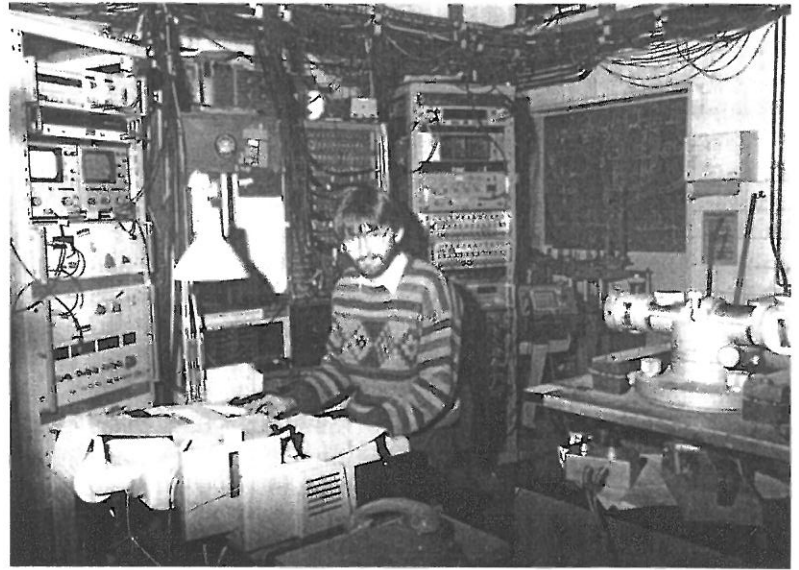
Amerikanische Spitzenhochschulen, die unabhängig von privater oder staatlicher Trägerschaft auf höchstes Niveau setzen, belegen dies ebenso wie die Verabschiedung eines eigenen Gesetzes zur

folgende Seiten:

Beatrice Rendenbach im Institut für Organische Chemie und Biochemie, Bonn

Jürgen Jacobs, Physikalisches Institut, Bonn

Helmut C. Jacobs, Romanisches Seminar, Bonn



Begabtenförderung im Jahre 1978 (Gifted and Talented Children's Education Act of 1978), wie die Schaffung der „National Merit Scholarships“ und der Aufbau des „Educational Testing Service“ zur landesweiten Identifizierung von Begabten. Rhodes-Stipendien, „Wissenschaftsolympiaden“ sozialistischer Staaten, der „Concours“ an französischen Hochschulen und andere Leistungsauslesen in Ost und West dienen keinem anderen Ziel als die kaiserlichen Universitäten Japans mit ihrem Bewerberandrang und ihren schweren Auswahlprüfungen, als der Ausbau von „Akademgorodok“ und anderen Spitzenhochschulen in der UdSSR, als die Scuola Normale Superiore in Italien oder die Gregoriana in Rom. Kenneth Kaunda berichtet in seinen Memoiren von den 29 Jungen, die von der britischen Kolonialverwaltung für den Besuch der besten Schule Nordrhodesiens ausgewählt wurden, womit die Engländer unbeabsichtigt das gesamte erste Kabinett des freien Sambia ausgewählt hatten. Von den Mandarinprüfungen im kaiserlichen China führt ein weiter Weg der Qualitätssuche bis zur Auswahl junger Theologen für das Tübinger Stift und bis zu den Tests und Aufnahmeinterviews in Harvard, Princeton oder Berkeley.

Mit der Gründung der Studienstiftung ist im deutschen Sprachraum zweimal der Versuch unternommen worden, im ganzen Lande einheitlich nach Begabten zu suchen und sie so früh und so intensiv wie möglich zu fördern. Studenten, junge Dozenten, Männer der Wirtschaft und vorausschauende Politiker, die nach zwei verlorenen Kriegen, nach der Zerstörung von Währung und Wirtschaft, nach der Entwurzelung breiter Bevölkerungsschichten und nach jahrelanger Isolation der deutschen Wissenschaft 1925 die Studienstiftung gründeten und die sie 1948 wiedererrichteten, waren sich darin einig, daß „Talent“ der größte Reichtum eines rohstoffarmen, überbevölkerten Landes ist, daß schöpferische Phantasie, wissenschaftliche Forschung und technologische Umsetzung nicht allein aufgerufen sind, das materielle Überleben der Allgemeinheit zu sichern, sondern daß es ebensowohl darauf ankommt, die geistigen und gesellschaftlichen Folgen zu bewältigen, die sich aus dem wissenschaftlichen Fortschritt ergeben.

Eine solche im Grunde utilitaristische Zielsetzung leuchtet ein, aber sie ist zum Glück nur die eine Hälfte der Gründungsidee. Die andere Hälfte orientiert sich an jenem Grundrecht des „pursuit of

happiness“, das erstmals in der amerikanischen Verfassung dem Individuum das Recht zubilligte, die in ihm liegenden Anlagen und Möglichkeiten frei zu entfalten und über andere hinauszuwachsen. Egalität und Elite bildeten in diesem Verfassungsdokument eine bruchlose Einheit. Sie stehen auch in der Studienstiftung nicht im Gegensatz zueinander, sondern sie bedingen sich in der Achtung von Individuum und Allgemeinheit und in der Anerkennung der Tatsache, daß die Menschen vor Gott und dem Gesetz gleich, in jeder anderen Hinsicht aber verschieden sind.

Mit dieser Einsicht tun wir uns auf unserer Seite des Atlantik gewöhnlich schwer, und so tobt seit Jahrzehnten unter unseren Psychologen und Pädagogen der fruchtlose Streit darüber, ob Begabung Erbanlage oder Umweltprägung sei, welche Prozentanteile des erkennbaren Verhaltens oder der vermuteten Möglichkeiten dem einen oder dem anderen Faktor zuzuordnen seien und welcher „Maßnahmen“ es bedürfe, um Begabungsdefizite auszugleichen oder Umweltsünden zu kompensieren. Die Studienstiftung hat derart mechanistischen Vorstellungen, die den begabten jungen Menschen lediglich als passives Objekt seiner Gene oder seiner „Sozialisation“ sehen, von Anfang an den „Selbstgestaltungswillen des Individuums“ entgegengestellt, der im „pursuit of happiness“ mitschwingt und der es dem Heranwachsenden erlaubt, entweder die Hürden seines Umfeldes oder seiner genetischen Ausstattung zu überwinden oder aber aus seinen guten Startbedingungen nichts zu machen. Das dynamische Prinzip des Selbstgestaltungswillens und der Respekt vor dem unverwechselbar eigenen Weg, den ein junger Mensch selbst gehen will, hat die Studienstiftung vor dem untauglichen Versuch, technokratische „Funktionseliten“ zu bilden, ebenso bewahrt wie vor der Klagemauer des Geniekults, an der unentwegt bejammert wird, daß in unserem Jahrhundert so wenige Genies vom Zuschnitt eines Leonardo, Mozart, Shakespeare oder Einstein hervortreten. Dem inhärent „quantitativen“ Denken solcher Vorstellungen setzen wir konsequent „qualitatives“ Denken entgegen, das „Begabung“ als Kontinuum vom Jahrhundertgenie über die herausragenden Leistungen bedeutender Wissenschaftler bis zum Talent der vielen sieht, die die Führungsaufgaben des Alltags zu bewältigen haben – ja, bis zu den gescheiterten künstlerischen, wissenschaftlichen oder politischen Hoffnungen derer, deren

Gestaltungswille sich gegen die Widerstände der Zeit nicht hat durchsetzen können. Qualitatives Denken stellt bewußt das Individuum in den Mittelpunkt, fragt nach seinem persönlichen Wollen, Können und Vollbringen, läßt Vielfalt und Vielfarbigkeit der Begabungsausprägungen zu und räumt ein, daß sich Begabungen – und damit Eliten – nicht „züchten“ oder „bilden“ lassen, daß sie aber „wachsen“ und daß sie gesucht, gefunden und gefördert werden können. Die Frage, die wir in der Studienstiftung an jeden jungen Menschen richten, der uns begegnet, lautet: „Wer bist du? Was willst du? Und wie kann ich dir dabei helfen?“

Welche Kriterien bestimmen die Auswahl?

Es ist kein Zufall, daß Lewis Terman 1925 die erste Begabungstudie der Welt, die sich über mehr als sechzig Jahre erstrecken sollte, mit dem Titel „Genetic Studies of Genius“ überschrieb und daß er als Maßstab seiner Zuordnungen den „Intelligenzquotienten“ (I.Q.) verwandte. Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse im kognitiven Bereich bilden auch heute noch das Rückgrat von „Scholastic Aptitude Tests“, „Graduate Record Examinations“ oder „Law School Admission Tests“, deren Ergebnisse alljährlich bei Millionen junger Amerikaner in die Hochschulzulassung und in die Stipendiengewährung eingehen und die nicht zuletzt den hohen Rang der amerikanischen Wissenschaft begründet haben. Wir finden das problematisch, machen uns aber zumeist nicht klar, in welchem extremen Ausmaß die gleichen Faktoren unsere Abiturdurchschnittsnoten bestimmen, ohne daß der Bewertungsprozeß auch nur annähernd so kontrolliert verlief wie beim Educational Testing Service. Wissens-, Kenntnis- und Fähigkeitsprüfungen bestimmen sowohl den Concours der französischen Grandes Ecoles wie die Ausscheidungswettkämpfe der osteuropäischen Wissenschaftsolympiaden, und auch unsere Staatsbeamten werden nach der im theoretischen Examen erreichten Punktzahl eingestellt und nicht – wie im kaiserlichen China – nach der Fähigkeit, ein Gedicht zu schreiben und es kalligraphisch zu gestalten. Goethe, Bismarck, Churchill, Einstein und andere „schlechte Schüler“ werden oft als Zeugen gegen die Theorielastigkeit von Auswahlverfahren ins Feld geführt,

die sich allzu einseitig auf intellektuelle Fähigkeiten stützen und darüber nicht nur praktische, ästhetische, soziale, politische, ethische, physische, schöpferische und andere Kräfte des Individuums übersehen, sondern mehr noch jene Gaben der Intuition, der Imagination, des Einfalls- und Ideenreichtums, der Initiative, der Originalität und der Beharrlichkeit, die die herausragende Leistung überhaupt erst ermöglichen.

Auf der Suche nach „Prädiktoren“, die es erlauben, herausragende Leistungen mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusagen, ist die internationale Begabungsforschung längst zu dem Ergebnis gelangt: „The best predictor of future achievement is past achievement in related areas.“ Das erklärt vieles. Es erklärt den engen Zusammenhang zwischen guten Schul- und Studienleistungen, und es erklärt den fehlenden Zusammenhang zwischen Primusnoten und ärztlichem Wirken am Krankenbett. Es läßt ahnen, warum Politiker mit ausgeprägten Führungseigenschaften in der Schule so oft aneckten und warum das schöpferische Genie so oft als „Spinner“ verkannt wird. Es verweist auf die Bedeutung früh erbrachter bedeutsamer Leistungen für den Begabungsprozeß, und es stellt das „Tun“ als einzigen verlässlichen Prädiktor fern allen Redens und Spekulierens in den Mittelpunkt der Begabensuche.

Gleichberechtigt neben intellektuellen Voraussetzungen stehen deshalb in der Auswahlarbeit der Studienstiftung andere, die sich in keinem Intelligenzquotienten niederschlagen, die sich aber dem geduldigen, einfühlsamen Gesprächspartner erschließen:

- die Kraft, Hürden zu überwinden, Niederlagen einzustecken und ein selbstgestecktes Ziel zäh zu verfolgen
- die Sensibilität, Wirklichkeit vielgestaltig und vielfarbig zu erleben, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, das Machbare vom Illusionären zu trennen
- der Mut, das als recht Erkannte durchzusetzen gegen den Widerstand der Umwelt, gegen Hohn und gegen die eigene Bequemlichkeit
- die Lust am Vorstoß ins Unbekannte, spielerische Freude am Neuen, Abenteuerdrang, Risikobereitschaft und innere Beweglichkeit
- die Bereitschaft, sich neben intellektuellen Erfahrungen bewußt auch sozialen, ästhetischen, emotionalen, physischen und mit-

menschlichen Erfahrungen auszusetzen und in Erfolg und Mißerfolg zu wachsen

- Offenheit und Nachdenklichkeit bei der vorurteilsfreien Prüfung von Wertvorstellungen anderer, verbunden mit der Kraft, in Prüfung und Entscheidung eigene Wertvorstellungen zu entwickeln, zäh an ihnen festzuhalten und das eigene Handeln an ihnen zu orientieren
- Einsicht in die Grenzen unseres Wollens, Bescheidenheit, Dankbarkeit und Wärme im Umgang mit anderen und nicht zuletzt jene Annahme des Schicksals, die nicht von der Pflicht befreit, heute das sprichwörtliche Apfelbäumchen zu pflanzen und die Schulden zu bezahlen.

Fördern und fordern

Wer sich nicht auf die Bildung wertneutraler Funktionseliten – auf Brechts „Geschlecht erfinderischer Zwerge“ – beschränkt, bei dem genormte Leistungstypen auf die Fragen der Zeit nichts als genormte Antworten zu geben vermögen, der darf sich weder auf mechanistische Auswahlverfahren noch auf die Utopie einer technokratischen Elitezucht einlassen. Er muß fördern und fordern, und er muß alles, was er tut, dem Ziel unterordnen, dem begabten Individuum die Entfaltung seiner Kräfte zu ermöglichen. Freiheit, Selbstgestaltung, Ermutigung, Vertrauen, Offenheit und Selbstverantwortung sind die konstitutiven Elemente einer solchen Begabtenförderung, nicht aber Reglementierung, Kontrolle, Mißtrauen, Gängelei und bürokratische Gleichmacherei. In der Chance, das Studienfach, den Studienort und die akademischen Lehrer frei zu wählen, in eigener Entscheidung Kontakte zur Welt außerhalb unserer Grenzen zu suchen, sich früh für eigene Arbeitsschwerpunkte zu entscheiden und das offene Gespräch mit Älteren, Gleichaltrigen und Jüngeren zu suchen, liegt ein Stückchen „pursuit of happiness“, das dem Gemeinwesen am Ende am meisten nützt. Begabtenförderung, so verstanden, läßt keinen Raum für Spezialistenquoten oder für Zielvorgaben in der Energie-, Umwelt- oder Krebsforschung nur deshalb, weil hier die ungelösten Probleme unseres Jahrzehnts liegen. Die Zukunft wird andere Probleme

stellen, aber sie wird mit Sicherheit Menschen verlangen, die mit Können, mit Tatkraft, Optimismus, Vertrauen und nachdenklicher Bescheidenheit auf diese Probleme zugehen – und die dann eine Elite bilden, ohne sich selbst dafür zu halten. Auf tragfähigem Boden bewegen wir uns nur dann, wenn wir täglich unsere jüngeren Partner erneut fragen: „Wer bist du? Was willst du? und wie kann ich dir dabei helfen?“¹

¹) Dieser Aufsatz erschien zuerst in „Radius“, 29. Jg. H. 2, Mai 1984